### Ein Stück Romantik aus dem Wanderleben.

„Neulich," so berichtet ein Gewährsmann dem Berliner „Tageblatt", „sah ich einen Trupp Auswanderer zum Bahnhofe marschiren. Jeder trug sein bischen Hab' und Gut, der Eine ein Bündelchen, der Andere einen großen Packen. Ein großer, düster blickender Mann trug außer seinem Bündel — ein kleines Stück von einem Balken im Arme. Was hatte das für einen Sinn? Fürchtete der Europamüde drüben einem Mangel an Brennholz zu begegnen? Neugierig näherte ich mich ihm und befragte ihn geradezu. Aber seltsam—der große starke Mann wurde roth; mit scheuem Blick und verlegener Miene stammelte er in gebrochenem Deutsch einige anscheinend abweisende Worte und wich bei Seite.

„Hat der Herr vielleicht eine übrige Cigarre?" wurde ich auf einmal von dem Nebenmanne befragt, und zwar in österreichischem Dialekt. Ich verstand, was der verschmitzte Galizier bezweckte, reichte ihm gleich zwei meiner Cigarren und stellte nun an ihn die Frage, was der Balken sein s Nebenmannes bedeute. Bereitwillig erzählte mir der Mann die Geschichte seines Reisekameraden. Stefan Golkosy, so hieß dieser, hatte tief unten im Oedenburger Comitat als Weinbauer gelebt und war ein unendlich glücklicher Mann gewesen. Seine Aecker, sein Weinberg, seine Frau und sein kleiner Knabe — Alles war gewissermaßen in der ganzen Gegend berühmt.

Da geschah es im Sommer dieses Jahres, daß der bildschöne Knabe, der aber auch ungemein wild und unvorsichtig war, von einem Baume stürzte und an schweren inneren Verletzungen starb. Als der Knabe eben begraben worden war, wurde die Mutter wahnsinnig, und in der folgenden Nacht legte sie Feuer an das Haus und schnitt sich die Pulsadern durch. Als das Zimmer sich mit Rauch füllte, erwachte der Mann aus schwerem, dumpfen Schlummer; rasch suchte er sein Weib und trug es durch Rauch und Flammen ins Freie. Aber nur eine blutüberströmte Leiche hatte er gerettet. Nun kamen die Nachbarn und wollten löschen. Aber Stefan hielt sie mit Gewalt zurück; dieses Haus sollte nicht mehr stehen bleiben.

Er verkaufte sein Anwesen, und nun will er nach Californien. Aus seinem alten Hause hat er sich das Stückchen Balken, das vom Feuer verschont geblieben ist, mitgenommen; wenn er sich drüben ein neues Haus baut, will er dieses Stück Holz mit hineinbauen. Er ist eben seit jener Zeit ein bischen närrisch, der arme Kauz."

### Eine durchgebrannte Locomotive.

In Bukarest hat jüngst eine Güterzugs-Locomotive dem Personenbahnhof ohne jede Aufforderung einen Besuch abgestattet und dabei durch ihr Benehmen den deutlichen Beweis geliefert, daß sie sich in Kreise gedrängt, in die sie absolut nicht hineingehört. Die saumselige Maschine hatte sich auf dem Wege nach dem 1½ Kilometer vorher belegenen Güterbahnhof, von wo sie einen Zug nach Kitila bugsiren sollte, bereits verspätet; der Führer hatte vergeblich versucht, durch größte Eile vor einem von Kitila kommenden Güterzuge die Weiche zu gewinnen und war im letzten Moment, nachdem er Contredampf gegeben, sammt dem Heizer abgesprungen und glücklich davongekommen. Die tolle Maschine aber fuhr doch noch gegen die Weiche, chokirte den dritten Wagen des einlaufenden Zuges und warf einen Bremser zu Boden, ohne ihn jedoch ernstlich zu verletzen. Der Train war indessen zum Stehen gebracht worden: nicht so die verteufelte, führerlose Locomotive, die sich jetzt erst ihrer veränderten Directive zu erinnern schien, ihr aber auch mit voller Schnelligkeit folgte. Rückwärts, rückwärts nach dem Personenbahnhof hin, wo die Signalbeamten dem kommenden Ungethüm alle möglichen Zeichen zum Stillstand gaben, ohne daß dieses in seinem Unverstand davon Notiz nahm. Das rücksichtslose Geschöpf fuhr mit voller Wuth auf einen Postwagen und eine Locomotive los, warf den einen mit zerbrochenen Rippen rechts, die andere mit zerschmetterten Gliedern links vom Geleise und raste zum Schrecken der Beamten und des Publikums bis zum Eingang der Halle, wo es die Puffer am Ende der Geleise wie ein lästiges Spielzeug zur Seite schleuderte.

Noch ein Krach — und die entfesselte Bestie stürzte über den Perron in das vorstehende Empfangsgebäude, dessen Mauer wie morsches Fachwerk zerbarst. An dieser Stelle des Gebäudes aber befand sich ein Saal, in dem die Eisenbahn-Ingenieurschule ihre Unterrichtsstunden abhält. Just in dem Augenblick befand sich in demselben nur ein dreizehnjähriger Schüler, der an seinem Reißbrett zeichnete. Bei den ersten Stößen, die er vernahm, saß er bereits starr und glaubte wohl an ein Erdbeben; als sich nun aber die Wand des Saales aufthat und die Rauch und Feuer speiende Maschine hereinstürzte, da sank er bewußtlos zu Boden. Nunmehr war freilich auch die Kraft der Locomotive gebrochen, und inmitten einer beispiellosen Verwüstung stürzte auch sie nieder, den Raum mit einem schwarzen, fast undurchdringlichen Rauch anfüllend. Den Schüler aber hatte ein guter Stern beschützt; man zog ihn nur leicht verletzt unter seinem niedergestürzten Schreibtisch hervor.

### Bescheiden.

Mich reizen nicht die schönsten Frauen,
Bin nicht auf hohen Rang erpicht,
Wünsch' ferne Länder nicht zu schauen,
Nach Ruhm und Ehre geiz' ich nicht:
Mich reizt nicht jenes schöne Landgut,
Das Mancher hält des Strebens werth;
Mich reizt nicht jener hohe Posten,
Den mancher Neidek wohl begehrt;
Mich reizt auch nicht der hohe Orden,
Den jüngst erhielt der Bankier Cohn —
Ich will es nur gleich offen sagen:
Mich reizt nur — eine Million.

— Nimm dem Hund seinen Floh und du nimmst ihm seinen Zeitvertreib.

### Eine Schwiegermutter.

Skizze von O. Anderson.

Dieser Ball, dieser Ball! Ja, der hatte ihre ganze kleine Welt aus den Fugen gebracht!

Sie hatte gejubelt und gesprungen, getanzt und gesungen, nur bei dem Gedanken daran, und dann wieder hatte sie sich vor der Mutter auf die Knie geworfen und gefragt, ob es nicht im Grunde Unrecht sei, sie einen ganzen Abend allein zu lassen, nur um ihrem Vergnügen nachzugehen. — Und schließlich war der Augenblick gekommen, wo sie den großen, in hellem Kerzenschimmer erstrahlenden Ballsaal betrat, und sie hatte getanzt und gelacht und war fröhlich gewesen mit den Fröhlichen, und schließlich hatte ihr Kotillontänzer sie an den Wagen geführt, hatte ihr die Hand zum Abschiede ehrfurchtsvoll geküßt und sie gefragt, ob er es wohl wagen dürfe, ihrer Frau Mutter einen Besuch abzustatten.

Und nun lag sie in ihrem weichen Bett und träumte, daß sie noch im Ballsaale sei und daß er vor ihr stände und ihr eine Verbeugung machte; sie wollte sich eben erheben, um seiner Aufforderung Folge zu leisten, als plötzlich das Licht der Kerzen im Ballsaal sich in bleichen Schein des Morgenlichts verwandelte; sie schlug die Augen auf und schaute in das liebevoll lächelnde Antlitz der Mutter.

Und dann vergingen einige Tage, die sie wie im Traum dahinlebte. Sie kannte sich selbst nicht wieder, ihr einförmiges Dasein hatte Leben und Farbe gewonnen.

Eines Vormittags schellte es ganz leise, — Agnes erröthete, sie wußte, daß er es sein mußte.

„Aber so öffne doch, Kind," sagte die Mutter.

Agnes erhob sich hastig, ließ aber ihre Näharbeit fallen und bückte sich, um sie aufzunehmen. Da ging die Mutter hinaus und öffnete.

Er war es wirklich.

Und er saß da und sprach, er war in ihrem Zimmer, — wie sonderbar war das!

Während er mit der Mutter redete, schaute sie verstohlen zu ihm hinüber, als wolle sie sich jetzt erst so recht davon überzeugen, wie er eigentlich aussah.

Mit der Unterhaltung ging es nicht so ungezwungen wie auf dem Balle, es war gar nicht leicht, denn im Grunde wußten sie alle Drei nicht, was sie sagen sollten.

Schließlich fiel sein Auge auf ein Bild an der Wand.

„Welch schönes Bild Sie dort haben!" rief er aus, auf eine alte Radirung zeigend, die eine Wirthsstube darstellte. Im Vordergrunde saß ein alter Mann, dem Beschauer halb mit dem Rücken zugewendet, und spielte Violine, die anderen im Zimmer Befindlichen lauschten seinen Tönen.

„Ist das nicht amüsant?" fragte sie.

„Aber das ist ja ein Ostade!" rief er aus.

„Ein Ostade?"

„Ja, das Bild stammt von dem alten holländischen Künstler, der im 17. Jahrhundert lebte, es ist ein Schatz, Fräulein Kaas. Der Alte ist unübertrefflich, wohl Niemand hat so viel Verständniß für das Volksleben gehabt, wie der alte holländische Maler, er kannte es aus- und inwendig."

Und er fuhr fort zu sprechen, er entrollte den beiden horchenden Frauen ein Bild aus jener Zeit, er schilderte ihnen, wie die Leute sich damals kleideten, wie sie lebten und dachten; plötzlich schwieg er, ganz verlegen über die eigene Beredtsamkeit.

Er blickte auf die kleine Uhr, die so geschäftig an der Wand tickte, und sagte, das er jetzt gehen müsse; wenn die Damen es gestatteten, würde er aber gern ein anderes Mal wiederkommen und ihnen noch einige Bilder von demselben Künstler zeigen.

Frau Kaas antwortete, daß es ihr eine große Freude sein würde, und Agnes hatte ein Gefühl, als beginne erst jetzt ihr Leben.

Nachdem er gegangen war, saßen sie eine Weile schweigend da; sie hatten bei de ihre eigenen Gedanken.

Endlich begann Agnes:

„Denke doch, Mutter, daß er vor mehr denn 200 Jahren gelebt hat!"

„Wer — mein Kind?"

„Der holländische Maler Ostade, vor dem Herr Schmidt uns erzählte."

„Ah so —"

„Herr Schmidt scheint sehr belesen zu sein, und er erzählt gut — findest Du das nicht auch?"

„Wie — Agnes?

„Aber Du hörst ja garnicht zu, Mutter! Weißt Du, was ich eigentlich finde?"

„Nun?"

„Ich finde, seit Herr Schmidt hier war, wissen wir mehr von dem alten Holländer, von ihm selber wissen wir aber garnichts.

Nun lachte auch Frau Kaas.

„Das waren auch gewiß bedeutendere Männer, Kind!"

Agnes schwieg einen Augenblick.

„Ja, aber sie hatten die schlimme Gewohnheit, ins Wirthshaus zu gehen," sagte Herr Schmidt, „und das thut er doch gewiß nicht."

Die Mutter erwiderte nichts und Agnes betrachtete das Bild noch lange.

* * *

Zwei Wochen vergingen, und er kam nicht. In den ersten Tagen sprachen sie hin und wieder von ihm, dann aber schwieg Agnes, und die Mutter berührte das Thema nicht.

Als Agnes eines Morgens an einem Buchladen vorüberkam, blieb sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, stehen und betrachtete die ausgestellten Bücher und Kunstgegenstände. Da erblickte sie plötzlich eine Photographie des alten Bildes, das sie zu Hause hatte.

Und während sie noch dastand und in Beschauen versunken war, ertönte eine Stimme neben ihr: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein, guten Morgen!" Sie wandte sich um und erblickte ihren junger Freund.

Tief erröthend erwiderte sie seinen Gruß.

„Darf ich fragen, welchen Weg Sie gehen?"

Agnes nannte die Richtung und Herr Schmidt entgegnete:

„Das trifft sich ja gut, dann darf ich Sie vielleicht ein Stück Weges begleiten?"

Agnes warf unwillkürlich einen Blick auf das Bild — er sprach heute gar nicht von den alten Holländern, mit keinem Wort! — und als sie ihn dann wieder ansah, wurde er ganz roth.

„Wie herrlich das Wetter heute ist," sagte er hastig, „ach, Fräulein Agnes, Sie ahnen nicht, wie schwer es mir oft wird, bei so schönem Frühlingssonnenschein den lieben langen Tag bei den Rechnungsbüchern zu sitzen! Wenn Sie Zeit haben, könnten wir auch einen kleinen Umweg machen, ich möchte Ihnen gern das Bankgebäude zeigen, wo ich arbeite!"

Sie ging auf den Vorschlag ein und machte den kleinen Umweg.

„Dort an dem Fenster sitze ich," erklärte er.

„Aber das ist ja gar nicht so traurig, dort können Sie ja auch den Sonnenschein sehen," meinte sie.

„Ja, aber keine Blumen und keinen Baum!" entgegnete er.

„Sehen wir Sie nicht bald einmal wieder bei uns?" fragte sie, als sie ihr Ziel erreicht hatte.

„Ich komme bald," antwortete er.

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen und vielen Dank für den schönen Morgenspaziergang; ich hoffe, daß ich Sie nicht zu lange aufgehalten habe; wollen Sie, bitte," — er blickte vor sich nieder, „wollen Sie mich, bitte, Ihrer Frau Mutter empfehlen?"

Schon am nächsten Tage kam er und brachte alle die alten Holländer mit; er sagte „Gnädige Frau" und „Gnädiges Fräulein" bei jedem dritten Wort, wußte eine Menge Jahreszahlen auswendig, legte auch gute geographische Kenntnisse an den Tag, erwähnte jedoch mit keinem Worte ihrer gestrigen Begegnung und empfahl sich, als er ging, auf das Höflichste.

Abermals verging eine Woche, ohne daß er kam, da konnte sie nicht länger widerstehen, sie machte sich eines Morgens abermals auf und schlug denselben Weg ein, auf welchem sie ihm damals begegnet war. Und wirklich, sie hatte sich nicht getäuscht, sie erblickte ihn bald auf der anderen Seite der Straße.

Freudig überrascht kam er zu ihr hinüber, und sie gingen eine Strecke nebeneinander her. Er glaubte, daß sie wieder dahin sollte, wohin er sie das erste Mal begleitet hatte, und sie folgte ihm widerstandslos.

Als sie bei dem Hause anlangten, machte er Halt, ganz befangen gab sie ihm die Hand, denn sie war ja gezwungen, auf sein Mißverständniß einzugehen. Als er sich entfernt hatte, lief sie die Treppe hinauf, blieb aber plötzlich stehen, stützte den Kopf gegen das Treppengeländer und weinte bitterlich.

Sie konnte nicht begreifen, weshalb er so ganz anders war, sobald er sich mit ihr allein befand, dann war er voller Lust und Leben; war er dagegen zu Hause bei der Mutter, so nahm er ein kühles, gemessenes Wesen an. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte.

Eines Tages kam er, als Agnes allein zu Hause war.

Er blieb stehen und schaute sich im Zimmer um, — Agnes mußte lächeln, — plötzlich sagte er:

„Sie haben so eine harmonische Häuslichkeit, Fräulein Agnes, ein wahres Heim!"

Agnes erröthete.

„Und diese Blumen!" fuhr er fort. „Wie sie sich des Sonnenscheins freuen! Sie fühlen, wie gut sie es haben!"

Agnes schaute ihn an, er stand so frisch und froh vor ihr, wie sie ihn hier nie im Hause gesehen hatte.

Um sie her war alles still, sie hörte nur den Klang ihrer Stimme, — aller Unfriede, jedes Geräusch war erstorben — — plötzlich schlang er den Arm um ihre Taille, sie schmiegte den Kopf an seine Brust und schloß die Augen.

Da hob er ihren Kopf in die Höhe und küßte sie.

* * *

Als er gegangen war, stand sie noch lange in Gedanken versunken da; so recht kam sie erst wieder zur Besinnung, als sie die Schritte der Mutter auf der Treppe vernahm.

Frau Kaas sah es der Tochter sofort an, daß ihr etwas begegnet sein mußte.

„Ist hier Jemand gewesen?" fragte sie. Agnes blickte erröthend nieder: „Herr Schmidt war hier."

„Herr Schmidt —?"

Die Mutter schaute sie verwundert an, — das war ja nichts Ungewöhnliches — plötzlich aber wurde ihr der Zusammenhang klar.

„Agnes!" rief sie aus. Agnes schaute noch immer zu Boden, dann aber warf sie sich um den Hals der Mutter:

„Mutter, Mutter, ich bin so glücklich."

Frau Kaas preßte die Tochter fest an ihr Herz und sah sehr ernsthaft aus.

„Bist Du erzürnt?" flüsterte Agnes.

„Nein, mein Kind!" Sie strich mit der Hand über den Scheitel ihres Lieblings.

„Freust Du Dich denn nicht, Mutter?"

„Freilich freue ich mich, Agnes! Gott gebe, daß ihr glücklich mit einander werdet."

„Aber Du sollst auch glücklich sein, Mutter, Du auch! In Zukunft werden wir alle Drei zusammen leben."

Frau Kaas beugte sich hinab und küßte sie auf die Stirn, und Agnes sah nicht die Wehmuthsthräne, die ihr im Auge glänzte.

* * *

Agnes war selig bei dem Gedanken, daß fortan die Schranke, welche sich zwischen der Mutter und dem Geliebten befunden hatte, hinweggeräumt war, jetzt wurde sie ja auch seine Mutter, — nun lag kein Schatten mehr über ihrem Glück.

Aber darin irrte sie. Der Schatten wich nicht, im Gegentheil, er wuchs von Tag zu Tag. Ihr Verlobter war von ausgesuchter Höflichkeit gegen die Mutter, hielt sich ihr gegenüber aber stets zurück. Agnes merkte bald, daß er am liebsten mit ihr allein war, am liebsten mit ihr allein spazieren ging. Sie fühlte, daß die Mutter darunter litt, und that Alles, was in ihrer Macht lag, um die beiden geliebten Menschen zu einander zu führen.

Eines Abends, als sie vom Theater heimkehrte, glaubte sie zu bemerken, daß die Mutter geweint hatte, da beschloß sie denn, bei der nächsten Gelegenheit offen mit ihrem Verlobten über das zu reden, was ihr so sehr am Herzen lag.

An einem schönen Herbsttage kehrten die Beiden Arm in Arm von einem langen Spaziergange vor den Thoren der Stadt heim. Sie hatten wie gewöhnlich von ihrer Liebe gesprochen und die schönsten Luftschlösser gebaut. Plötzlich blieb er stehen und, mit der Hand auf eine wunderschöne, inmitten eines Gartens gelegene Villa zeigend, sagte er:

„Geliebte, dort möchte ich wohnen."

Ihr Blick folgte dem seinen, dann entgegnete sie langsam: „Nein, mein Geschmack ist das nicht, mir würde es hier zu einsam sein."

„Das ist ja gerade das Schönste dabei! So inmitten eines großen Gartens, den weiten Himmel über sich, in der Ferne das offene Meer — weit entfernt von dem elenden Getreibe der Menschen!"

Sie sah sich ganz verwundert nach ihm um: „Aber, Ludwig, findest Du denn das Leben nicht schön?"

„Wohl liebe ich das Leben, aber das Leben der Natur in seiner ganzen Fülle und Kraft, und dann können auch wohl hin und wieder schöne Gedanken in meiner Seele entstehen, von Zeit zu Zeit kann eine gute That gethan werden, aber das Leben im Allgemeinen —"

„Findest Du denn nichts Gutes an den Menschen, Ludwig?"

Er lachte höhnisch auf, so daß ihr ganz ängstlich zu Sinne wurde.

„An den Menschen? Nein, an denen finde ich nichts Gutes! Du kannst nur so reden, weil Du sie nicht kennst. Freilich gibt es Ausnahmen, aber die sind leider nur sehr selten. Wie schön könnte es hier auf Erden sein, wenn die Menschen sich entschließen könnten, sich um das Thun und Treiben ihrer Mitmenschen nicht zu kümmern.

„Aber ich verstehe Dich garnicht, bist Du denn ein solcher Menschenfeind?"

Er sah sie liebevoll an und sagte dann in herzlichem Tone:

„Es gibt in Dir keinen Gedanken, über den ich mich nicht freuen könnte. Ich will Dich lieben und hegen, Dir soll Niemand etwas zu Leide thun!" Zärtlich drückte er ihren Arm an sich.

„Jetzt will ich Dir etwas erzählen," sagte er, langsam weiterschreitend. „Ich kannte einst eine unendlich glückliche Familie; das Zusammenleben zwischen den Eltern und den vier Kindern war so schön, wie man es sich nur denken kann; die Eltern hatten nur den einen Gedanken, daß ihre Kinder sowohl für sich selbst als für Andere so viel wie möglich werden möchten. Da erkrankte die Mutter und eine entfernte Verwandte kam zu ihnen ins Haus. Sie schloß sich dem Geist des Hauses an und vermied es sorgfältig, ein fremdes Element in dies glückliche Heim zu bringen. Der Zustand der Mutter verschlimmerte sich, es war klar, daß nur der Tod ihr Erlösung bringen konnte. Von dem Augenblick an beschließt die Verwandte, den Platz als Hausfrau einzunehmen, sobald er frei geworden ist, langsam und vorsichtig setzt sie ihren Plan ins Werk; als die Mutter nach zwei Jahren stirbt, nimmt sie ihren Platz ein. Ihre Pflichten aber übernimmt sie nicht: sie hat weder Liebe zu dem Manne, noch zu den vier mutterlosen Kindern, sie macht sich kein Gewissen daraus, mit plumper Hand in das Schicksal dieser Menschen eingegriffen zu haben. Ihren Gatten weiß sie vollständig zu beherrschen, zwischen ihr und den Kindern entsteht ein erbitterter Kampf, indem sich der Vater auf ihre Seite stellt. Die Kinder verlassen das Elternhaus und der Vater läßt sie ziehen, weil er sich wohl fühlt in ihren Banden. — Glaube mir, Agnes, so wie sie war, so sind viele weit mehr, als Du in Deiner Unschuld ahnst!"

Er ging in einen lebhaften, scherzenden Ton über:

„Und schau' die Allee hinab, fühle den berückenden Frieden in der Natur, und sage mir, ob Du die Menschen hier vermißt? Es ist weit besser, sich die Menschen zehn Schritte vom Leibe zu halten, denn die meisten leben doch nicht, um von einander zu lernen, um einander das Beste zu geben, was sie selber besitzen, sie leben nur, um zu verlangen, daß die Anderen sein sollen wie sie, deshalb spähen sie nach den Fehlern ihrer Mitmenschen und stellen sich selbst als Muster auf!"

Eine eigenartige Stimmung hatte sich des jungen Mädchens bemächtigt und zu Hause angelangt, konnte sie nicht umhin, der Mutter, die stets ihre Vertraute gewesen, ihr Herz auszuschütten.

„Glaubst Du nicht, Mutter, daß er es lernen wird, die Menschen wieder zu lieben?" fragte sie.

„Ja, mein Herz, das glaube ich, Du wirst es ihn lehren."

„Und dabei mußt Du mir helfen, geliebte Mutter!"

„Ich verspreche Dir, das Meine zu thun, mein Kind," erwiderte Frau Kaas mit eigenartiger Betonung.

* * *

„Ich will das Meine thun — —"

Frau Kaas hatte verstanden, was Agnes durchschaute, daß ihr Schwiegersohn seine eigene Geschichte erzählt hatte!

Sie hatte es ihm schon lange angemerkt, daß sich hinter seinem scheuen, verschlossenen Wesen ihr gegenüber bittere Lebenserfahrungen versteckten. Aber Frau Kaas war auch ganz besonders dazu befähigt, so etwas nachzufühlen, sie selber hatte ähnliche Erfahrungen gemacht.

Als sie sich verheirathete, zog ihre Schwiegermutter zu ihnen in's Haus, eine Dame mit großer Willenskraft und regem Schaffensdrang. Durch ihre übersprudelnde Kraft erstickte sie jeden anderen Willen, jeden anderen Gedanken in dem jungen Heim, es konnte kein Ineinanderleben stattfinden, das junge Paar konnte sich nicht gegenseitig kennen und verstehen lernen, ihre Ehe war in Folge dessen nur ein leeres Nebeneinanderleben.

Die Schwiegermutter starb und drei Jahre später starb auch ihr Mann. Eins aber hatte sie doch aus diesem vergeudeten Dasein gerettet: ihre Agnes und ein feines, wehmüthiges Verständniß dafür, was es sagen will, sein eigenes Leben nicht leben zu dürfen. Sie zog sich von jeglichem Verkehr zurück, sie hatte nur einen Gedanken: über alle die guten Anlagen in dem Charakter ihres Kindes zu wachen, es vor gedankenloser Beeinflussung zu bewahren.

Und dann war jener Ball gekommen, der ihrem Beisammenleben ein so plötzliches Ende gemacht.

Sie sah, wie sich das Liebesverhältniß entwickelte, und sie wagte es nicht zu stören; eine namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Als sie merkte, daß sich der Schwiegersohn trotz seiner innigen Liebe zu Agnes stets in ängstlicher Entfernung von ihr hielt, fühlte sie voll tiefen Schmerzes, wie auch Agnes ihr entfremdet wurde.

Eins stand klar in ihrer Seele: der feste Entschluß, sich nicht in die Häuslichkeit der Kinder zu drängen.

Sie verbarg ihre Gedanken, um Agnes nicht zu betrüben; da kam die Unterredung mit der Tochter, in der sie gelobte, das Ihre zu thun.

Zwei bittere Lebenserfahrungen hatten sich gekreuzt, — sie wich dem jungen Glück!

Ohne Agnes in ihre Pläne einzuweihen, miethete sie in einer Provinzstadt eine kleine Wohnung.

Erst als Alles entschieden war, theilte sie der Tochter ihren festen Entschluß mit.

* * *

Die Kastanienbäume standen in voller Blüthe, als Agnes und Ludwig in ihr Heim einzogen.

Es war zwar keine Villa inmitten eines großen Gartens; aber es war eine freundliche Etage, aus deren Fenstern man einen Blick auf die im ersten Frühlingsschmuck prangenden Waldanlagen hatte.

Auf den Fensterbrettern standen Blumen, und an den Wänden hingen gute Bilder. Der alte Holländer strich nach wie vor seine Fiedel zum Ergötzen der Wirthshausbesucher.

Als Ludwig seine junge Frau in das neue Heim einführte, sagte er: „Werde Du nun das Leben hier in diesen Räumen, Agnes!"

In diese Worte hatte er seine ganze Seele gelegt, denn das war der Kernpunkt seiner jubelnden Liebe zu ihr: sie war für ihn die ganze Menschheit, mit ihr zusammen zu leben, sich ihr ohne einen Schatten von Furcht oder Mißtrauen hingeben zu können, das war die frohe Hoffnung, die ihm aus diesem Heim entgegenstrahlte, in das keine fremde Macht eindringen sollte.

Glückselige Zeiten!

Und die Schatten schienen nie kommen zu sollen: Agnes, die an das einsame Leben mit der Mutter gewöhnt war, schien sich durch das einsame Dasein an der Seite ihres Gatten nicht bedrückt zu fühlen.

Die kleinste Begebenheit war für sie ein Ereigniß; ein Sperling, der zu ihr ins Fenster schaute, eine Knospe, die sich zur Blume entfaltete, waren ihr ein Erlebniß. Und dies Unmittelbare an ihr war für ihn so berückend, hatte er doch bis dahin von den Menschen nur die bitteren Gedanken gekannt, die er sich selber gemacht hatte.

Ganz allmälig gewann das wirkliche Leben den Sieg über das System, das er sich von der Welt und den Menschen gebildet hatte, er fühlte sich wieder hingezogen zu ihnen, über die er lieber den Stab gebrochen hätte.

Sie besaß eine seltene Gabe, das zu finden, was unter der Oberfläche lag. Im Anfang ihrer Ehe, wenn sie zusammen spazieren gingen, konnte sie plötzlich still stehen, ihn auf eine vorübergehende Erscheinung aufmerksam machen und fragen:

„Sahest Du das Gesicht.

Sie konnte das so lebhaft sagen, als sähe sie eine ganze Welt. Dann pflegte er ein bedenkliches Gesicht aufzusetzen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß man die Leute nicht so anstarren dürfe.

Jetzt kam es vor, daß er stehen blieb und ihr zurief: „Sahest Du wohl die Erscheinung, Agnes?"

Und dann wurde es Winter, und in ihren gemüthlichen Räumen lebten die Beiden in schönster Harmonie mit einander. In der Dämmerung pflegten sie vor dem Kamin zu sitzen und in die Gluthen zu starren, für sie war alles Glück, alles Friede innerhalb ihrer vier Wände.

Sie konnten sich immer nur schwer dazu entschließen, die Lampe anzuzünden, — sie hatten stets so viel mit einander zu bereden. Und wenn sie alle ihre kleinen Erlebnisse erzählt hatte und schließlich nichts mehr wußte, dann sagte er wohl:

„Kannst Du nicht eine von Deinen alten Geschichten erzählen?"

Und dann begann sie mit dem natürlichsten Ton von der Welt: „Mutter erzählte einmal — —"

Alles, was sie wußte, ihre schönsten Gedanken, ihre schönsten Erinnerungen, ihre schönsten Lieder stammten aus den Jahren, die sie in innigem Einverständniß mit der Mutter verlebt hatte. Und er hörte ihr ruhig zu, was that es ihm, daß es seine Schwiegermutter war, die durch Agnes zu ihm redete, daß er durch ihre Augen sehen lernte und in Folge dessen eine liebevollere Anschauung von der Menschheit gewann; was that ihm das? Das Ganze geschah ja in der Entfernung:

„Mutter erzählte einmal — —"

Die Uhr schlug sechs.

„Ludwig, wir müssen die Lampe anzünden!"

„Ach, laß uns noch ein wenig in der Dämmerung sitzen."

„Denke nur, wir haben nur noch drei Wochen bis Weihnacht!"

„Nur noch drei Wochen? Ja, Du hast Recht; wie doch die Zeit vergeht, Agnes!"

„Dann schmücken wir einen Tannenbaum!"

„Einen Tannenbaum? Für uns Beide? Was sollen wir nur damit?"

„Mutter und ich haben jedes Jahr einen Tannenbaum gehabt."

„Ihr Beide ganz allein?"

„Ja, und wir haben Weihnachtslieder gesungen und Pfeffernüsse und Aepfel gegessen und einander Geschichten erzählt!"

Ludwig starrte in die Gluthen. Langsam stieg eine Erinnerung in seiner Seele auf, ein kleines gemüthliches Zimmer, ein altmodisches Sopha, in dessen einer Ecke eine Frauengestalt mit milden, liebevollen Zügen saß und ringsumher eine lauschende Kinderschaar, es war seine Mutter, die dort saß und ihnen Märchen erzählte.

Es war lange still im Zimmer; plötzlich sagte Agnes:

„Weißt Du, woran ich so oft gedacht habe?"

Er sah sie zerstreut an.

„An wen sollte ich mich wohl wenden, wenn ich einmal der Hilfe bedarf?"

„Du hast ja Deine Mut—" plötzlich stammelte er; er hatte Mutter sagen wollen, aber als er das Wort auf den Lippen hatte, erschrak er und wagte es nicht zu vollenden.

Agnes sah ihn hastig an, beugte sich vornüber und hielt ihre Hand vor die Augen.

Er sah zu ihr hinüber und wußte, daß sie ihn verstanden hatte, und daß sie ganz überwältigt.

Da erhob er sich, trat an sie heran und nahm ihren Kopf zwischen seine Hände.

„Oder meinst Du etwa, daß Du sie nicht hast, Agnes?"

Agnes antwortete nicht.

„Du kannst ihr ja nun schreiben?"

Sie blickte auf. „Meinst Du, daß die Mutter zu uns kommen sollte?"

„Ja!"

„Ach, Ludwig! Wenn sie es nur thut, aber —"

„Aber?"

„Sie sagte mir einmal, daß eine junge Häuslichkeit sich in Ruhe und Frieden entwickeln müsse, allein und ungestört, sie sei eine Welt für sich, in die kein Anderer störend eindringen dürfte!"

„Sagte Deine Mutter das?"

„Ja!"

„Dann will ich noch heute Abend an sie schreiben!"

— — — — — — — — — — —

Und Frau Kaas kam.

Als sie nach der ersten Begrüßung allein waren, sagte sie zu Agnes: „Jetzt will ich Dir auch erzählen, weshalb ich mich von Euch zurückzog," und nun erfuhr Agnes, was die Mutter in den Jahren ihrer Ehe durchlebt hatte, in denen sie mit ihrer Schwiegermutter zusammenlebte.

„Durch so etwas lernt man," schloß sie, „aber wir wollen Gott danken, daß so schwere Lebenserfahrungen wie die meinen und die Deines Ludwig sich auf diese Weise kreuzten."

Agnes schaute liebevoll zu ihr auf, sie schmiegte ihren Kopf an ihre Brust wie in alten Tagen und flüsterte:

„Mutter, weißt Du, was Ludwig gesagt hat? Er sagte, wenn wir Beide einmal Kinder erziehen sollen und dann verschiedener Ansicht sind, so soll Deine Mutter Schiedsrichter sein, denn so wie sie Dich erzogen hat, so sollen unsere Kinder auch erzogen werden!"

— „Erinnerungen eines alten Weimaraners", welche die „Saale-Z" veröffentlicht, bringen harmlose Geschichten aus dem Lebensgang Karl August's, den niemals, auch nicht in seinen alten Tagen, die Neigung zum Humor verließ. Eine wahre Herzensfreude gewährte, den Förster Stöcker zu Eisenach fluchen zu hören. Das verstand dieser, — übrigens ein braver und tüchtiger Forstmann — aus dem ff, und seine Flüche, in denen es von himmelblauen, schwefelgelben und anders gefärbten Donnerwettern regnete, genossen eines weit verbreiteten Rufes. Einmal überlief ihn seine große natürliche Heftigkeit dergestalt, daß er in Gegenwart des Großherzoges auf der Jagd einen ungeschickten Treiber mit den Worten anfuhr: „Ei, Du verdammter Tölpel, so wollt' ich doch, ein grasgrünes Donnerwetter schlüge Dich gleich vierzigtausend Klafter tief in den Erdboden hinein, daß der Teufel Deine verfluchten Knochen am jüngsten Tage mit der Laterne zusammensuchen müßte!" — Ein anderes Mal war auf dem Plateau über der von Eisenach nach Markfuhl führenden Chaussee ein Treibjagen gehalten worden. Nach dessen Ende stand der Großherzog mit dem General von Seebach bereits unten auf der Chaussee, während die übrige Jagdgesellschaft, meist Herren vom Hofe, sich noch auf dem herab in's Thal führenden Fußpfade befand. „Hören Sie nur, Seebach, wie der Stöcker da oben tobt!" sagte der Großherzog. Und in der That, oben auf dem Waldplateau, über der etwa 50 Fuß hohen senkrechten Felswand, welche neben der Chaussee aufsteigt, hörte man den braven Förster wie ein Ungewitter toben und fluchen. Er war ganz außer sich über den Hergang des letzten Treibens: die schönsten Hirsche und Rehböcke waren durch die meist mit ungeschickten Schützen besetzte Linie gegangen. Und gerade von diesem Treiben hatte Stöcker einen glänzenden Erfolg erwartet, und sein waidmännisches Gefühl war tief verletzt. Fluchend und schimpfend auf Treibende und Jäger erschien er oben am Rande der Felswand, und der Großherzog rief ihm zu: „Na, Stöcker, was hast Du denn so fürchterlich zu schimpfen?" — „Gott straf' mich, Königliche Hoheit", rief Stöcker hinunter, „wenn Sie nicht dabei wären, so spräch' ich: Ihr könnt mir Alle miteinander—den Buckel 'raufsteigen!"

— Ein Londoner Telephon-Abonnent verlangt am Centralbureau mit seinem Arzte in Verbindung gesetzt zu werden. Der Abonnent: „Meine Frau klagt über heftige Schmerzen im Nacken und Schwere im Magen."—Der Arzt: „Da hat sie offenbar Fieber!" — Der Abonnent: „Was ist zu thun?" (In diesem Augenblick schaltet der Beamte die Verbindung um, und der unglückliche Gatte empfängt die Antwort eines Maschinenfabrikanten, der dem Besitzer einer Dampfmühle seinen Rath ertheilt.) Der Fabrikant: „Sie ist wahrscheinlich im Innern mit Aufschärfungen von mehreren Millimetern Dicke bedeckt. Lassen Sie sie während der Nacht erkaltet und beklopfen Sie sie des Morgens, ehe Sie dieselbe erwärmen, kräftig mit einem Hammer. Sodann waschen Sie sie tüchtig mittels eines Wasserstrahls von starkem Drucke". Zu seiner Verwunderung hat der Arzt seinen Patienten nie wiedergesehen.

### Berliner Gerichtsscene.

Schulze's Liebe zur Kunst.

Vors.: Angeklagter, Sie heißen? — Janz akkerat so, wie det hier uf den Schreibebrief steht, den Se mir geschickt haben, Herr Presedent, sonst hätte ick Ihn jewiß nich inkommodirt! — Vors.: Seien Sie nicht unverschämt und antworten Sie, wie ich frage! — Angekl.: Na, ick weeß ja Bescheid, Herr Direktor — det Schweineken wird sich schon schlachten — ick beiße keenen Menschen und wenn Sie mir Schultze nennen mit'n „b", denn is det mehrschtendeels richtig. Vors.: Ihr Vorname? — Angeklagter: Aujust! — — det heeßt, halten Se mal de Lust an, det ick keen Meineid schweere Wilhelm heeß ick! — Vors.: Wie kommen Sie denn da auf Auguft?—Angekl: Aujust heeße ick so nebenbei! — Vors.: Also August